

Transformativ forschen – transformativ handeln: Gesellschaftliche Erneuerung in der Peripherie

Julia Gabler

1 Einleitung: Marginal Woman

»Naturaneignung und soziale Ungleichheit fordern auf dem Land zwar das individuelle Verhalten und Urteilsvermögen heraus, sie kultivieren die Fähigkeit, im Widerspruch zu agieren. Aber die Regeln, nach denen über die menschliche Praxis geurteilt wird, sind doch ein Korsett, das aus eigener Kraft kaum veränderlich ist. Der Raum selbst, der Zusammenhang von Haus, Ort und Landschaft, kann zum Gefängnis werden. Wer unter dem natürlich-sozialen Dilemma des Landes leidet, erlangt seine Freiheit nicht durch Auseinandersetzung am Ort, sondern durch Verlassen des Ortes; indem er sich buchstäblich vom Acker macht. Landflucht ist in einer historischen Phase geradezu ein Synonym für Emanzipation.«

Kenneth Anders

In diesem Text stelle ich ethnografische Sequenzen aus der Forschung zum Strukturwandel in der Lausitz vor. Die Darstellungen müssen vor dem Hintergrund verstanden werden, dass ich mich in einer eher ungewöhnlichen Position befinde: Ich lebe mit meiner Familie in der Oberlausitz und wende mich als andauernd koprä-sente Forscherin den Akteuren zu. Was ist daran ungewöhnlich? Nun, ich bin Teil der Konflikt- und Kooperationsdynamiken im Strukturwandel der Lausitz, die ich erforschen will. Für ethnografische Forschung ist das wiederum ganz und gar nicht ungewöhnlich und wird zunehmend für die qualitative Forschung eingefordert (vgl. Nieswand 2008; Dwelling & Prus 2012; Strübing 2018).

Außerdem werde ich regelmäßig von Journalistinnen und Journalisten, aber auch von anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern etwa zu sozialräumlichen Peripherisierungsprozessen oder zivilgesellschaftlichen Qualitäten befragt.

Diese Erfahrungen sind für die Soziologin in mir interessant. Sie kann zurückbeobachten, wie mediale Diskurse und wissenschaftliche Erkenntnisse über periphere, ländlich gelegene Regionen *gemacht* werden. Die Reaktionen aus dem lokalen Umfeld auf die Berichterstattung erreichen mich ebenso unmittelbar. Ich verfüge also über intime Kenntnisse zum Zustand und zu Bewertungs- und Kommunikationsroutinen organisierter und nichtorganisierter Akteure in der Lausitz als auch über die *Konstruktionspraktiken* derjenigen, die versuchen, die Entwicklungen zu kommentieren.

Wenn man als Forscherin sowohl als *professional stranger* (Agar 2008) agieren kann als auch in der Rolle des *official stranger handler* (Hildenbrand 2005, S. 20) Kolleg*innen den Blick aufs oder den Zugang ins Feld *vorsortiert*, vervielfachen sich die kommunikativen und interpretativen Rollen und Blickwinkel. Ich bin Teil der Lebens- und Arbeitswelten, die meine Kolleg*innen (vgl. in diesem Band die Beiträge von Haas; Herberg; Luh & Staemmler) und mich in unseren Strukturwandelforschungen in der Lausitz interessieren, und vermittele manche Zugänge. Mein Interesse besteht darin, Stigmatisierungen und Zuschreibungen vorzubeugen und auf Interaktionsstrukturen und Praktiken aufmerksam zu machen, die aus der *Innensicht* wichtig erscheinen und Berücksichtigung im Forschungsprozess erfahren sollten. Durch den Austausch mit der Forschungsgruppe kann meine begrenzte Innensicht dekonstruiert und erweitert werden. Es bleibt aber nicht aus und sollte nicht verborgen werden: Ich habe eine spezifische Perspektive und eigene Interessen im Feld. In dieser Grenzlage von mindestens zwei Bezugssystemen – Forschungskontext und lebensweltlicher Zugehörigkeit – ist die Figur des/der *marginal (wo-)man* angesiedelt. Das Konzept geht auf Robert E. Park zurück und betont die problematische Zwangslage mehrerer (kultureller) Zugehörigkeiten zwischen Anpassung und Selbstbehauptung, wie sie im Modernisierungsprozess den kulturell entbetteten Großstadtmenschen vor hundert Jahren auszeichnete (vgl. Reuter 2002, S. 98 f.). Der *Konfliktstatus* (ebd., S. 99) meiner Forschungsposition soll die Spannung kenntlich machen, die hier mit dem forscherschen und regionalen Engagement verbunden ist: Einerseits ist es mein Anliegen, die Problemlösungsfähigkeit der Leute nicht zu unterschätzen, andererseits, das transformative Forschungsverständnis zwischen Anerkennung und Überwindung eigener und befremdender Praktiken zu entfalten. Das Spannungsfeld meiner Kolleg*innen in der Zusammenarbeit mit mir muss sich in ähnlicher Weise dargestellt haben: Distanz zu diesem reflexiv-involvierten Standpunkt zu entwickeln und gleichzeitig von der Innensicht zu profitieren.

Nach dieser spezifischen Einführung sind die folgenden Passagen als Versuche zu verstehen, relevante und interessante Fokussierungen vorzunehmen, die hoffentlich die Perspektiven auf den Strukturwandel in der Lausitz bereichern. Nun ist die Lausitz kein homogener Sozialzusammenhang, sondern eine kulturell, wirtschaftlich, politisch und geografisch vielfältige Landschaft. Spätestens mit dem Beschluss zum Kohleausstieg ist die Lausitz ins Visier von gesellschaftlichen Gruppen geraten, die heterogene Interessen repräsentieren und die Raumordnung der Lausitz – Ober- und Niederlausitz – als periphere Regionen im Osten Sachsens und südöstlichen Brandenburg plötzlich gemeinsam adressieren.

Ich gehe davon aus, dass das Potenzial für die Veränderungen der sozialen Praxis im Status quo steckt und es einer Ausleuchtung der Gegenwart bedarf, um die Wechselbeziehung von Veränderung und Stabilisierungen nachzuvollziehen, und zwar mit Blick auf die Frage: Wie (er)leben Akteure Strukturwandel in der Lausitz?

Gegenwarten betonen die Perspektivvielfalt und den fluiden Charakter von Strukturbildung und Strukturwandel als kontinuierliche Ungleichzeitigkeiten sozialen Handelns. Strukturwandel ist dann weniger als historische Gewordenheit problematisch als durch die gegenwärtige Vielheit von Positionen und Handelnden, die kaum mehr in ein strukturelles Raster zu pressen sind, geschweige denn, einsehbare Orientierungen und Ansichten miteinander teilen (vgl. Nassehi 2011). Umso verständlicher, dass der Anthropologe Felix Ringel von *Gegenwärtigkeiten* (Ringel 2016) in Hoyerswerda spricht und wie in einem Kaleidoskop das Farbspektrum sozialer Welten vor den Augen der Leserschaft tanzen lässt.

Steuerungseuphoriker seien also gewarnt: Denn es ist das eine, nach den Plänen und Absichten der Leute zu fragen, das andere, ihr Handeln zu beobachten und dabei die Folgen möglicher Interventionen zu analysieren. Es ist ein Drittes, das für transformative Forschung unerlässlich ist: die Leute in der Umsetzung von Vorhaben zu begleiten und selbst daran beteiligt zu sein, ohne sich auf spezifische soziale Bewegungen oder bestimmte Akteure zu konzentrieren, die die eigene gesellschaftskritische oder gesellschaftsverändernde Position zum Ausdruck bringen (zum Umgang mit Letzterem siehe Eversberg et al. 2017).

Die Kritik an engagierter Sozialforschung lautet, allzu stark den *gängigen Transformationsnarrativen* aufzusitzen und in den sozialen Praktiken *kritisch-kreativer Milieus* allzu schnell Vorreiter einer strukturellen Veränderung konsumtiver, wachstumsorientierter und expansiver Konsummuster ausmachen zu wollen (Blühdorn et al. 2018, S. 5 f.). Auch für die Lausitz kann diese Blindheit Konsequenzen haben,

indem transformative Vorhaben frühzeitig in die Richtung schwenken, die sich seit den Bundes- und Landtagswahlen und auch in den Corona-Protestbewegungen abzeichnet: Die offene Feindseligkeit gegen Veränderungszumutungen und gegen etablierte Institutionen in großen Teilen der Bevölkerung muss als Ausdruck tiefen Misstrauens verstanden werden. Die Umfragen, die nach den Gründen dafür fragen, zeigen aber auch, dass die Leute mit ihrem Lebensstandard und der ökonomischen Situation insgesamt nicht unzufrieden sind (vgl. Sachsen-Monitor 2018; Bischoff & Heidig 2020). Die politische Empörung ist also weniger Ausdruck existenzieller Bedrohungen und bezieht sich möglicherweise auf ein Repräsentationsproblem, das den eben erörterten Exklusivitäten innewohnt (vgl. Herberg et al. 2019 für die Lausitz und Hochschild 2016 für Louisiana). Die jederzeit greifbare Skepsis gegen weitere Transformationen muss von einer engagierten Forschung aufgenommen werden.

Auf die notwendige Reflexion von Folgewirkungen und gesellschaftlichen Spaltungs- und Schließungseffekten gesellschaftlicher Transformationsinitiativen weist auch Heike Walk hin. Sie stellt fest, dass transformative und nachhaltige Bewegungen einerseits Verfechter demokratischer Werte und Normen sind, andererseits tragen Governance- und Beteiligungsverfahren von ohnehin engagierten Gesellschaftsgruppen zur Exklusion und Entformalisierung bei. Es entsteht das Paradox, dass dieselben Gruppen Legitimität, Repräsentativität und Transparenz von Demokratie schwächen, statt sie zu stärken (vgl. Walk 2014, S. 84 ff.).

Sozialwissenschaftliche Analyse ist dann nicht nur ein disziplinäres Instrument, das im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Profession Erkenntnisgewinn über soziale Tatsachen anstrebt. Ihre wirksamste Funktion liegt weniger in ihrer Fähigkeit, *problembezogenes Gestaltungswissen* für Dritte (Politik, Verwaltung etc.) zu generieren, sondern in ihrem Können als Reflexionsdisziplin (Volkman 2017, S. 123). In der oben geschilderten transformativen Gemengelage produziert sie »Orientierungswissen zur Deutung gesellschaftlicher Phänomene« (ebd.). Soziologische Interpretationsfähigkeit schafft Spielräume und Gelegenheiten für offene und öffentliche Auslegungen und Diskurse.

In den folgenden Darstellungen verzichte ich weitestgehend auf Erklärungen und konzentriere mich auf deutende Erzählungen, wobei Erzählungen im weitesten Sinne gemeint sind. Die Lesenden erwartet ein Ensemble von Erzählungen: die eine mehr Reportage, die andere eher dichte Sequenz oder eine Spur, der ich folge, um das Vokabular des Feldes zur Kategorie zu verdichten. In jedem Fall dient dieser Stil dem Versuch, mit sprachlich-stilistischen Mitteln *Vielfalt* und *Bewegung* und eine dialogische Qualität im Material zu erzeugen (Bock 2019).

2 Das Abenteuer nimmt Fahrt auf: Mit dem Zug durch die Lausitz

Wer in die Lausitz fährt, wird unmittelbar mit dem Wandel der industriellen Moderne konfrontiert. Es reicht, mit der Regionalbahn von Berlin über Cottbus weiter nach Zittau zu fahren. Hinter Königs Wusterhausen beginnt das *Territorium* der Lausitz und legt nahe, dass es sich um einen landschaftlich integrierten Raum handelt – dem ist bei Weitem nicht so, wie sich unschwer erkennen lässt. Das Tropical Island im Landkreis Dahme-Spree weckt Erinnerungen an die Planungseuphorie der 2000er-Jahre und die großen Enttäuschungen, als der Traum einer Cargolifter Werfthalle zerplatzte und zum Südsee(alp)traum mit geheimnisvollem Energiebedarf wurde. Dennoch: In Corona-Zeiten kommt die Frage auf, ob der Urlaub in der tropischen Inselwelt ökologischer ist als der Mallorca-Trip (Lindemann 2019).

Beim Umstieg in Cottbus zittert man, ob die fünfminütige Umsteigezeit ausreicht, den Zug in Richtung Oberlausitz zu erreichen, oder ob man gezwungen sein wird, eine Stunde Wartezeit im Cottbuser Bahnhof zwischen Rossmann und McDonald's zu verbringen. Das Bahnhofsgelände ist (bis zum Herbst 2020) von einer riesigen Baustelle umgeben. Der Versuch, die Stadt zu erkunden, wird durch ein unüberwindbar erscheinendes Absperrlabyrinth herausgefordert. Verlässt man den Bahnhofstunnel in der Gegenrichtung, landet man zwischen altem Güterbahnhof und saniertem Klinkerbau am Spreewaldbahnhof.

Bis in die 1950er-Jahre hat die Schmalspurbahn, im Volksmund *Bimmel-Guste* genannt, Cottbus mit den ländlichen Gegenden des Spreewaldes verbunden. Der zunehmende Bus- und Autoverkehr verdrängte den Bahnlinienverkehr, Schienenabschnitte wurden stillgelegt und zurückgebaut. Die letzte Verbindung zum Militärflugplatz im Norden von Cottbus wurde mit dessen Schließung in den 1990er-Jahren eingestellt. Das Bahnhofsgebäude ist durch zahlreiche Nutzungen als Denkmal erhalten geblieben. Zwischen Hauptbahnhof und Spreewaldbahnhof ist an einem stillgelegten Bahnsteig eine Außenbar mit Strand, Musik, Speisen und Getränken entstanden – ein Erholungsort zwischen dem denkmalgeschützten Schmalspurbahnhof und dem modernisierten Verkehrsknotenpunkt mit Busbahnhof, Straßenbahn und möglichem ICE-Halt, der den Ausbau der Strecke Berlin–Cottbus–Görlitz bereits ankündigt.

Falls es trotz knapper Ankunft aus Berlin gelungen ist, den Zug nach Zittau zu erreichen, weil er gewartet hat, kann man damit rechnen, dass Dankesworte an den Zug-

führer fürs Warten auf Überraschung stoßen. Obwohl der unsichere Anschluss zum Metropolraum Berlin-Brandenburg nicht nur für die Zugverbindungen gilt, erfahren diejenigen kaum Aufmerksamkeit, die tagtäglich dafür Sorge tragen, dass er gelingt.

Hinter Spremberg führt die Reise über die Bundeslandgrenze von Brandenburg nach Sachsen. Schleife ist die erste Gemeinde auf sächsischer Seite, sozusagen Grenzort von der Nieder- in die Oberlausitz und sorbisches Siedlungsgebiet. Zwischen Muskauer Heide und Tagebaukante geht es weiter in die einstige Glasindustriestadt Weißwasser, die seit der Wende 20.000 Einwohner*innen verloren hat. Schon wenige Kilometer weiter in Rietschen ist der Industriecharme kaum noch vorhanden: Biosphärenreservat, Heide- und Teichlandschaft und Wolfserkundungspfad laden zum Wandern ein. Am Bedarfshalt Uhmanssdorf scharren Hühner neben dem Bahngelände im Sand. In dem Ziegelbau wohnt jetzt eine Familie.

Nächster Stopp in Horka. Hier wartet der Zug auf der eingleisigen Strecke auf den entgegenkommenden Zug. Schüler*innen aus den umliegenden Dörfern steigen zu oder aus. Ein Bus bringt die größte binnenregionale Pendler*innengruppe in die umliegenden Dörfer. Der eintreffende Zug aus der Gegenrichtung hält auf Augenhöhe seines Zugführerkollegen. Sie begrüßen einander, und nach einem kurzen Schwatz, der mit einem Lächeln oder Lachen beendet wird, setzt die RB 65 die Fahrt nach Görlitz fort. SIEMENS-Schriftzug und eine Bahnhofshalle im Jugendstil weisen auf die kulturhistorische Bedeutung und immer wieder wackelige Standort-sicherheit der Handels- und Wirtschaftsstadt hin. Am Ortsausgang von Görlitz hält der Zug bei Bedarf im Ortsteil Weinhübel. Diesseits der Bahngleise leere Plattenbauten und eine freie Grundschule, jenseits der Gleisanlagen, hinter Büschen und Bäumen versteckt, thront ein monolithischer Stahlbetonbau, das Alte Kühlhaus Görlitz. Dort lagerte einst die Lebensmittelstaatsreserve der DDR; heute schlagen Leute ihr Zelt auf dem Campingplatz auf. Ein technoverrückter und handwerklich begabter Freundeskreis hat in den letzten 15 Jahren aus dem Alten Kühlhaus einen Ort zum Leben, Arbeiten, Urlauben und Feiern gemacht.

Wer keinen Ausstieg will, den bringt der Zug weiter nach Süden. Rechts liegt der Bertsdorfer See – ein geflutetes Tagebauloch, aus dem das Kraftwerk Hagenwerder bis zur Wende mit Braunkohle versorgt wurde und das sukzessive stillgelegt, abgerissen und bis 2015 vollständig gesprengt wurde. Die Reste des in den 1980er-Jahren für den Tagebau gewüsteten Ortes Deutsch Ossig stehen markant für die *Verluster-fahrung Landschaft* (Lenz 1999) am neuen Tourismushotspot *Berzi*, um eine weitere Adresse in der Transformationslandschaft Lausitz zu nennen.

Keine zehn Minuten später schwenkt der Zug über den Grenzfluss Neiße zum seit 1945 auf der polnischen Seite gelegenen Bahnhof von Ostritz ein: Krzewina Zgorzelecka. Bis 1990 erreichten Reisende die Stadtseite nur über eine streng bewachte Behelfsgrenzbrücke. Heute ist Ostritz berühmt für seine engagierte Stadtgesellschaft, die mehrmals im Jahr Friedensfeste feiern, seit Neonazis hier ein *Schild-und-Schwert*-Festival ausrichten. Nächster Halt: Hirschfelde. Am ehemaligen Kraftwerksstandort kurz vor Zittau gibt es heute nur noch einen Haltepunkt. Das backsteinerne Bahnhofsgebäude am Kraftwerk wurde 2016 unter Denkmalschutzauflagen abgebrochen. Nach knapp zweistündiger Fahrt kommt man in Zittau an. Dort wartet, was in Cottbus stillgelegt ist: die Schmalspurbahn ins Zittauer Gebirge. Angekommen im Dreiländereck.

3 Die Moderne in der Peripherie

In einer Zugfahrt durch die Lausitz steckt die ganze Vielfalt des rasanten Wandels und der Umbruchsgeschichte der Region, die mit dem Kohleausstiegsgesetz den letzten Anker der jahrzehntelang dominierenden Bergbau- und Energieindustrie lichten muss. Der Verlust eines Großteils der regionalspezifischen Industrien im Zuge des *Deindustrialisierungsschocks* (Rödder 2020, S. 93) der frühen 1990er-Jahre war begleitet von Massenarbeitslosigkeit und Massenabwanderung. Seit einem halben Jahrzehnt etwa hat sich die Abwanderungsdynamik abgeschwächt und das demografische Ungleichgewicht in der Alters- und Geschlechterstruktur verfestigt (vgl. Gabler et al. 2016). Die Herausforderungen auf dem Arbeitsmarkt haben sich von Arbeitslosigkeit hin zu branchenübergreifendem Fachkräftebedarf verschoben. Überraschend bleibt, dass der stetig vorgetragene Befund einer vergleichsweise heterogenen Wirtschaftsstruktur in der Lausitz (z. B. Kluge 2014; Markquardt & Zundel 2017) kaum Beruhigungseffekte zeitigt. Das deutet auf ein ähnliches Dilemma hin, wie oben angedeutet: materiell-ökonomisch eigentlich ganz stabil, aber mit steuerungstechnisch unattraktiven, kleinteiligen, heterogenen Strukturen. Allein für das touristisch-kulturelle Spielbein funktioniert die landschaftliche und kulturelle Diversität, zumindest im Marketing. Die Effekte sind, ökonomisch gesehen, eher ein Spielbeinchen mit einigen Ausnahmen wie Görlitz – Ausdruck dafür, dass die Region vielfältige, für die Moderne exemplarische Brüche erfahren hat – landschaftlich, sozialstrukturell, politisch, wirtschaftlich, verkehrstechnisch, sozialgeografisch, biografisch – und dass sie in einem andauernden Erneuerungsprozess stecken muss.

Die weggebrochenen Industrien sind landschaftlich verloren gegangene Hinweise, dass hier eine umfassende Rekultivierung läuft, in der transformativ Handeln zur Alltagsaufgabe wird.

Die regionalen Verbindungen und Verbindlichkeiten wurden im Zuge der Modernisierung aufgebaut und entfalteten das Tätigkeitsprofil der Industrieregion Lausitz, von der man sich bis heute nicht verabschieden mag. Die Zukunft als westeuropäischer Grenz- und Transitraum von und nach Osteuropa lässt sich ohne Weiteres an den Lkw-Kolonnen auf der A4 ablesen. Der Strukturwandel in der Lausitz ist vor diesem Hintergrund mehr als eine regionale Gelegenheit, einen politisch initiierten Transformationsabschnitt zu bewältigen und die Möglichkeiten auszuloten, die aus der intentionalen und gesellschaftspolitischen Steuerung und ihren Selbststeuerungspotenzialen erwachsen.

Es geht in der Lausitz um nicht mehr und nicht weniger als die tätige Auseinandersetzung und Korrekturfähigkeit in der Gestaltung von Zukunft als widerständiges und widersprüchliches Unterfangen, das die engagierten Wissenschaftler*innen nicht außen vorlässt. So verstanden, wird die im Eingangszitat von Kenneth Anders adressierte Unfreiheit der Menschen auf dem Lande nicht allein durch Weggehen überwunden, sondern im Gegenteil kann die Freiheit getrost im Verbleiben gefunden werden, weil hier Variationen entstehen, die anschlussfähig sind und Erneuerungsprozesse beschreiben.

4 Strukturwandel gucken

Im Zuge des Beschlusses zum Kohleausstieg schießen Lausitz-Konferenzen wie Pilze aus dem Boden: Lausitz-Forum am 8.3.2018 in Weißwasser vom Freistaat Sachsen, BMBF, Land Brandenburg; Lausitz-Konferenz 2030 24.9.2018 Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur Land Brandenburg und BTU Cottbus-Senftenberg, der DGB hat am 22.8.2019 die 15. Lausitz-Konferenz durchgeführt, und am 9.9.19 fand die 1. Lausitz-Konferenz des Ministerpräsidenten Brandenburgs statt. Neben den Konferenzen habe ich zahlreiche *Dialogveranstaltungen* zum Strukturwandel besucht: parteipolitische, gewerkschaftspolitische, zivilgesellschaftliche, wissenschaftspolitische, wirtschaftspolitische, aber keine hat mich mehr beeindruckt als das folgende Bürgergespräch des Sächsischen Ministerpräsidenten in Weißwasser.

Dreißig Mühlroserinnen und Mühlroser fordern den Ministerpräsidenten am 7. Februar 2019 in Weißwasser auf, nun endlich die seit zehn Jahren versprochene und

2014 noch mit Vattenfall vertraglich vereinbarte Umsiedelung durchzuführen (Regionaler Planungsverband Oberlausitz-Niederschlesien 2014). Der Ministerpräsident bittet um Geduld. Der Zeitpunkt ist mehr als ungünstig, kurz vor den Landtagswahlen im Mai 2019 und so kurz nach der Veröffentlichung des *Kohlekompromisses* durch die Kommission für Wachstum, Strukturwandel und Beschäftigung mit dem konkreten Ausstiegsdatum. Die politischen Interessengruppen eines schnellen Ausstiegs wollen auch geplante Umsiedlungen vermeiden. Der Vorstoß der Mühlroser Bürger-schaft wäre ein gefundenes Fressen für die Umweltverbände. Da platzt einer Mühl-roserin der Kragen, und sie bringt ihre Empörung zum Ausdruck: »Wie viele Jahre warten wir schon? Wir haben diese Hinhaltetaktik satt, damit wir unser Kreuz an die richtige Stelle setzen, und die Entscheidung wird erst nachträglich gefällt. Wir haben Verträge gemacht, und alles verpufft, das kann doch nicht ein Verfahren sein, das rechtmäßig in der Bundesrepublik möglich ist. Wir glauben Ihnen gar nichts mehr, wenn nicht spätestens Mitte März die Sache erledigt ist.« (Feldprotokoll 7.2.2019)

Der Ministerpräsident lässt sich dazu hinreißen, ein Versprechen abzugeben. Zwei Wochen später kündigte die LEAG die Umsiedlung von Mühlrose an. Die Verträge wurden Ende März 2019 von den beteiligten Gemeinden und der LEAG unterschrieben. Der Umsiedlungsprozess ist im vollen Gange und betrifft statt vier weiteren Gemeinden (wie im Braunkohleplan 2014 anvisiert) nur noch das vor 500 Jahren erstmals urkundlich erwähnte sorbische Dorf Mühlrose, das längst vom Tagebau umzingelt ist (vgl. Regionaler Planungsverband Oberlausitz-Niederschlesien 2014).

5 Die Zukunftschancen sind positiv. Ein Aprilscherz?

April 2019. Endlich ist die Gelegenheit da. Am Nachmittag beginnt die Abschluss-konferenz des Forschungsprojektes *Kleinstadt gestalten* in Weißwasser, und ich nutze die Gelegenheit, mit dem Fahrrad nach Mühlrose zu fahren. Ich komme am späten Vormittag mit dem Zug aus Görlitz in Schleife an, schwinde mich auf mein Fahrrad und folge dem ausgeschilderten Radweg nach Mühlrose. Geradezu idyllisch liegt die unbefahrene Straße vor mir. Links und rechts begleiten mich im Wind wankende und knarrende Kiefern und Heidelbeerbüsche, die den Waldboden bedecken. Vogel-gezwitscher und Sonnenschein treiben die Naturidylle an diesem ersten Apriltag auf die Spitze. Mit einem dermaßen irritierenden Einstieg in das von der Tagebauerwei-terung bedrohte sorbische Dorf habe ich nicht gerechnet. Mühlrose-Ausbau ist der erste bebaute Ortsabschnitt, an dem Bauarbeiter werkeln – das Normalste der Welt,

und trotzdem muss ich mich fragen: Wer saniert hier sein Haus? Ich habe es schon so oft gelesen, dass es am Tagebaurand nicht lohnt zu sanieren. Erst recht, wo nun Gewissheit besteht, dass hier nichts bleibt, wie es ist oder werden sollte.

Ein asphaltierter Weg geht links weg, ein paar Häuser und ein Schild: Weißwasserweg. Ob der mich später nach Weißwasser bringt? Rechts führt der Radweg als geteerte Straße Richtung Tagebau Nochten. Links geht eine Straße ab ohne Hinweis – geht's da zum Tagebau? Ich erinnere mich an das Luftbild von Mühlrose, das ich bei der Recherche gesehen hatte: eingekesselt vom Tagebau. Am Horizont das Kraftwerk Boxberg.

Am Ortseingang in Mühlrose ein alter Bauernhof mit Ziegen, Enten und Hühnern. Zwischen den Tieren richtet sich ein Banner an einem Gerüst an die LEAG + *Herr Kretschmer* und reklamiert, dass nur eine Handvoll Mühlroser auf gepackten Koffern sitzen: »Rettet unser schönes Mühlrose«, steht dort (Feldtagebuch 1. April 2019).

Ich radle durch das Dorf, wie im Dornröschenschlaf liegt es da, keine Menschen, aber immer noch Vogelgezwitscher ist zu hören und wunderbar alte Dorfsubstanz zu sehen. Am Vereinshaus lese ich den Aushang und die Ankündigung des nächsten Termins des Ortschaftsrates. Ich notiere den Termin und die angegebene E-Mailadresse. Hinter dem alten Forsthaus, das eingezäunt am Waldrand liegt, setze ich mich auf eine Bank. Im Forsthaus sitzt die Abteilung Rekultivierung der LEAG. Ein kleiner Teich vor mir, nur 150 Meter hinter mir ist die Tagebaukante. Die ahne ich. Aber der Kieferngeruch in der Nase, das Rauschen der Bäume im Wind und die Frühlingssonne im Gesicht lassen mich ans Meer denken; trügerische Idylle der andauernden Landschaftsveränderung.

Auf der weiteren Dorfrunde passiere ich kurz vor dem Wildgehege ein Haus, ebenfalls mit Banner. Der Text adressiert diesmal die *Grünen*. Fordert sie auf zu verschwinden. Jahrelang habe keiner nach Mühlrose gefragt, nun möchte man fliehen dürfen. Offensichtlich sind die Fronten in Mühlrose klar: Wer gehen will und wer bleiben will, scheut sich nicht, seinen Standpunkt öffentlich zu machen. Es gibt sicher viele, die unentschieden sind. Oder geht das gar nicht? Keiner da, den ich fragen kann. Am Dorfende beginnt eine Straße, die nur für Angehörige der LEAG ausgewiesen ist. Und ein Radweg am Straßenrand, den ich nutze, denn ich sehe noch weitere Häuser und den Friedhof. Das kleine umzäunte Friedhofsgelände misst ca. 50 Schritte. Die Gräber sind auffällig jung; neu angelegte Kiesbetten, in Steinstege eingefasst. Die Schrift auf den Grabsteinen leuchtet frisch. Die Lebensdaten der hier Ruhenden reichen bis in die gerade vergangene Gegenwart. In der Ferne die Tage-

baukante. Manche der hier ruhenden Toten werden bald zum zweiten Mal umgebettet und sollen in Neu-Mühlrose dann wirklich ihre letzte Ruhestätte finden. Der rege Autoverkehr der Pick-ups mit LEAG Schriftzug und Lkws, die laut Aufschrift Diesel transportieren, machen mich nervös, und ich schwing mich wieder aufs Rad. Auf dem Rückweg halte ich am Ortsschild Mühlrose an und fotografiere die Mühlroser Informationstafel mit Tagebauluftbild, Stand 2006.

Dort heißt es: »Mühlrose liegt am Nordrande des Moortales, das sich von der Spree über das ehemalige Jagdschloß Allteich und Weißkeißel bis zur Neiße erstreckt. Im Jahre 1536 wurde das sorbische Gutsdorf erstmals erwähnt und 1597 von der Ständeherrschaft Muskau gekauft. Die Bewohner betrieben einst im Tiergarten Wildbienenzucht. Heute befindet sich der Ort am Rande des Tagebaus Nochten. So mußten in den Jahren 1968–1973 ganze Ortsteile der Braunkohle weichen. Die Zukunftschancen für Mühlrose sind positiv, da es nicht mehr zur Abaggerung vorgesehen ist. In Mühlrose wird die Eigenständigkeit der sorbischen Folklore bewahrt. So wird an Festtagen und zu besonderen Anlässen die einzige Volkstracht überwiegend von den älteren Dorfbewohnern getragen.«

Es wird Zeit, den Rückweg anzutreten. Ich will pünktlich zur Tagung in Weißwasser ankommen. Über Schleife zurückzuradeln würde zu lange dauern. Ich überlege, welche der Stichstraßen nach Weißwasser führt. Es ist nicht genau zu erkennen. Vielleicht doch lieber den Weg nehmen, den ich weiter oben auf der Herfahrt gesehen habe? Ich versuche es und nehme den Weißwasserweg. Nach 200 Metern Asphaltstraße geht der Weg in einen Sandweg über, und es kommen Warnschilder, die das Betreten verbieten. Sackgasse? Ich kehre um und hoffe, dass ich jemanden sehe, den ich fragen kann. Ich erwische die Bauarbeiter, die gerade in ihren Pick-up steigen. Sie sind nicht ortskundig. Aber im Garten des Hauses schräg gegenüber stecken eine Frau und ein Mann ein Beet ab, und ich gehe zu ihnen hinüber. Warte am Gartenzaun. Sie lassen sich nicht aus der Ruhe bringen, und als ich über den Zaun einen guten Tag wünsche und nach dem Radweg frage, winkt mich der Mann zu sich. Er öffnet das Gartentor und tritt heraus. Mit der Hand zeigt er die Straße hinunter. Nach 50 Metern geht auf der rechten Seite ein Schleichweg ab, sagt er. An dem stünden auch Warnschilder, aber die könne ich ignorieren. Immer geradeaus, und dann käme ich nach Trebendorf-Hinterberg. Und dann den Plattenweg direkt an der Tagebaukante entlang bis Weißwasser. Ich bedanke mich und wage es.

Der Weg ist als Radweg gekennzeichnet. Ich düse also los. Riesige Raupenbaggerfurchen erschweren das Fahren. Ich kämpfe mich durch. Auf einmal hinter einer

Kurve steht keine hundert Meter entfernt plötzlich ein Rudel Rotwild auf der Buckelpiste. Es sind bestimmt dreißig Tiere. Mein Herz pocht wild. Ich klinge und verlangsame die Fahrt. Manche laufen gemächlich, andere springen munter nach rechts ab. Ich setze die Fahrt fort, aber mir ist auch etwas bange zumute. Unwillkürlich denke ich an den Wolf. Nach einigen sandigen Passagen sind links und rechts in den Wald Sandzungen eingelassen, ca. dreißig Meter breit und tief in die Landschaft hinein. Ich erkenne nicht, zu welchem Zweck. Der Wald wird lichter, und ich sehe durch die Bäume den Kohlebagger vom Tagebau Nochten. Nun hören die Bäume auf, und Rohre liegen in Sandgruben entlang des Weges. »Achtung, Strom«, warnen Schilder. Der Weg wird schotterig, ist aber gewalzt. In einigen Hundert Metern sehe ich die Walze, die sich bewegt, und ein weiteres Warnschild. Ich befürchte schon, dass ich umkehren muss. Das Radwegschild war schon eine Weile nicht mehr zu sehen, nur die *Reiterweg*-Kennung erspähe ich an einem umgefallenen Holzmast am Wegesrand. Als ich auf die Raupe zufahre, erkenne ich zwei Männer, einer am Steuer, der andere mit einer Hand am Fahrerhäuschen außen auf der Raupe stehend. Ich halte an und frage die beiden, ob ich mich auf dem Radweg nach Weißwasser befinde. Nach Weißwasser?, fragt der Außenstehende und hört auf zu sprechen. In diesem Moment befürchte ich, dass ich möglicherweise total die Orientierung verloren habe und mich sonst wo befinde, jedenfalls nicht in der Nähe von Weißwasser. Wieso zögert der Gefragte? Da dreht sich der Raupenbaggerfahrer halb zu mir um und sagt: »Ja, klar, geradeaus – der Weg ist noch schottersteinig, aber dann kommt eine Asphaltstraße. Vorne rechts.« Ich bin erleichtert und fahre weiter. Knipse noch schnell Fotos – rechts von den Rohren, die in den Tagebau führen, und rückwärts die Raupe mit den beiden. Ein paar Minuten später erreiche ich endlich Trebendorf.

Wie vom Mühlroser angekündigt, führt der Radweg an der Straße entlang. Rechts der Tagebau, Baumstumpfleichen umzäunen die Grube. Der direkte Blick in den Tagebau ist versperrt. Ich halte an und klettere auf einen Baumstumpf. Links Blick zum Kraftwerk Boxberg, geradeaus der ruhende Bagger, rechts in der Schneise Blick auf Windräder und ein Haus mit Solarzellen. Ich denke an Lukas' E-Mail-Absenderformel: Grüße aus dem Outback. Er ist Geograf und lebt nach Jahren der Abwesenheit wieder in Weißwasser. Ich fand die Outback-Formulierung geschmacklos und überzogen. Jetzt verstehe ich ihn. Ich werde Lukas gleich auf der Konferenz treffen. Nach einigen Kilometern erreiche ich endlich Weißwasser. Ich bin erleichtert und voller Demut, als ich mich wieder in der Zivilisation befinde. Ahnungslos, wie ich das Leben, das hier gelebt wird, verstehen kann.

Hier ist das Hinterland einer Industriegesellschaft, die keine mehr sein möchte. Hier leiden viele unter beidem: dem Verlust der Energieindustrie und den unmittelbaren Folgen der Energiegewinnung. Mein zweiter Besuch in Mühlrose führt mich tiefer in die Alltagswelten jener, die seit Jahrzehnten unmittelbar am Tagebau leben und ein unbekanntes Drittes hervorbringen, das zwischen Verlustängsten und Folgenbearbeitung der Energieindustrie liegt.

6 Bleiben oder nicht bleiben, was für eine Frage!

Nachdem der Ortschaftsrat Mühlrose im Mai 2019 den Stand der Umsiedlung besprochen hatte und im Anschluss der Tagesordnungspunkt *Schwimmbaderöffnung am Kindertag* abgestimmt wurde, sitzen der Bürgermeister und zwei Ortschaftsräte mit mir auf der Bank vor der Feuerwehr, in der gerade getagt wurde, und trinken Bier. Wir unterhalten uns über die anstehende Entvölkerung des Dorfes. Herr Lehmann freut sich auf das neue, größere Haus in Neu-Mühlrose, wie der Ortsteil in Schleife benannt werden soll. Mit seiner 80-jährigen Nachbarin spricht er nicht über die Umsiedlung, es wäre zu hart für sie, sagt Lehmann. Sie lebt seit Generationen in Mühlrose und möchte hier begraben werden. Ob sie ahnt, dass auf dem Friedhof nicht ihre letzte Ruhestätte sein wird?

Obwohl in den 1990er-Jahren der Bergbau zurückging und umfangreichere Sanierungen stattfanden, ist seit 2008 die Umsiedlung von Mühlrose wieder auf dem Tisch – der Tagebau Nochten kesselt das Dorf ein. Die Belastung durch Lärm, Licht, Staub, Trockenheit und ständige Erschütterungen sind für viele längst Teil ihres Alltags. Bei dem Treffen des Ortschaftsrates berichten die Mitglieder von ihrem Engagement in den verschiedenen Arbeitsgruppen zum Zustand des Waldes oder zum Immissionsschutz, also zu den Störfaktoren, die aus dem Tagebau unmittelbare Einwirkungen auf die Menschen haben. Sie sammeln Daten über die alltäglichen Belastungen und kontrollieren Schutzwallanlagen auf ihre Höhe und Durchlässigkeit. Neben dem Staub seien besonders der Lärm der Bagger und die Lichtkegel in der Nacht eine Zumutung, bei der kein Schlaf zu finden ist. Regelmäßig sind sie mit ihren Erkenntnissen beim Immissionsschutzbeauftragten der LEAG. Der Herr am Kopfende weist auf die Erschütterungen hin, die durch die Fahrzeuge im Tagebau verursacht werden: Die misst keiner. Ein anderer stimmt ihm zu und erzählt, dass die Rüttlungen der Bagger die Wände seines Hauses beschädigen (Feldprotokoll vom 9.5.2019).

2013 sah es wieder so aus, als ob das Dorf bleiben könnte. Zwischen Stilllegung des Tagebaus und Erweiterung mit Umsiedlung ging es zehn Jahre hin und her. Mit dieser prekären Bleibeperspektive ist nun Schluss. Die Frage, die heute noch kein Ende gefunden hat, ist die nach der Absicherung des Badebetriebs zum Kinder-tag. Die Hoffnung geht in Richtung Weißwasser, dass dort aktive Bademeister*innen bis zur Schwimmbaderöffnung Bereitschaft signalisieren, das Baden vor Ort abzusichern.

Als ich einen Monat später mit meinen Kindern zur Schwimmbaderöffnung mit vorgelagerter sorbischer Tradition, dem Maibaumwerfen, nach Mühlrose komme, spricht mich der Bürgermeister an und fragt, ob ich mir vorstellen könnte, die Umsiedlung zu begleiten. »Sie sind doch Sozialpädagogin? Es ist nämlich so, dass die Kirche sich zurückgezogen hat, weil die Pfarrerin zu stark involviert ist. Und nun versuchen die hier jemanden einzuschleusen. Da öffnet sich aber niemand. Das sind ja hochsensible Informationen und intime Erfahrungen, die die Leute vortragen. Ich würde aber gerne ausschreiben, und wenn Sie das vielleicht machen könnten? Das ist an der Gemeinde angegliedert. Die LEAG bezahlt. Sie müssten dann auch noch mit denen sprechen.« Plötzlich wechselt er ins Du: »Es gibt in Schleife das Büro für die soziale Begleitung, kennst du das?« Ich schüttele den Kopf, bin ganz perplex und überrumpelt von dem Angebot, das ich für ein Missverständnis halte: »Vielen Dank für Ihr Vertrauen! Ich bin Soziologin und nicht so nah am Menschen dran, dass ich sozialarbeiterische Unterstützung leisten kann.« Dann überlege ich und fasse nach: »Es wäre aber spannend, diesen Prozess forschend zu begleiten. Vielleicht können wir überlegen, eine wissenschaftliche Begleitung zu organisieren?«

Nach verschiedenen Treffen und Gesprächen mit der LEAG, an denen ich nicht beteiligt bin, aber durch eine Forster Kollegin ausgelotet wird, ob Begleitforschung möglich wäre, stellt sich heraus, dass das Vorhaben zu heikel ist und die Unsicherheit zu hoch, Wissenschaftler*innen zu involvieren. Der Kontakt zum Bürgermeister bricht nach den Landtagswahlen 2019 ab.

Abgebrochen = Nach der Devastierung werden die Orte für den Tagebau abgebrochen, um an die darunterliegende Kohle zu kommen. Abgebrochen werden Bauten und Gebäude, aber auch Kraftwerke, nachdem sie stillgelegt wurden. Einige Gesprächspartner*innen nutzen das Wort *abgebrochen*, wenn sie davon erzählen, dass Bekannte fortgezogen sind: »Die haben hier abgebrochen.« Mit dem Adverb wird also nicht nur das Ende der Wohndauer von Bewohnerinnen und Bewohnern an einem von Devastierung betroffenen Ort beschrieben, die dann wegziehen oder

umgesiedelt werden müssen. Auch der freiwillige Wegzug wird wie ein unwiederbringliches Ende erzählt.

In jedem der semantischen Fälle ist der Abbruch als Endgültiges thematisiert. Eine Rückkehr wird ausgeschlossen. Gleichwohl zeigt sich hier der Umgang mit dem Vorübergehenden. Das Zurechtkommen mit Unbeständigem und Abbrüchen gehört zum Alltagswissen, die Alltagskultur hingegen betont das Andauernde, Bleibende und Wiederkehrende, etwa die Tradition des Maibaumwerfens; das Kegeln und der Betrieb des Schwimmbades stellen Qualitäten des Überdauerns dar. Diese Form lebensweltlicher Ambivalenz zerreißt die Leute nicht. Sie agieren im diesem Spannungsfeld und sind darauf eingestellt, Beeinflussbares von Unwiderlichem zu unterscheiden.

Zurzeit (September 2020) ist die Planung der Umsiedelung in vollem Gange, und die Umsiedler*innen setzen sich aktiv dafür ein, das Schwimmbad in Neu-Mühlrose direkt neben dem neu entstehenden Dorfgemeinschaftshaus zu errichten.

7 Strukturwandeln

Uschi hat den Kiosk seit 1996 kaum verändert. Nur Strom ist nachträglich gelegt und Steckdosen sind installiert worden, und eine Ziehharmonikazwischentür hat sie eingesetzt – die war übrig, als die Küche ihrer Neubauwohnung modernisiert wurde. Alles andere an Interieur ist Originalzustand. Auch als sie noch Getränke und Süßigkeiten verkaufte, genügten ihr die vorhandenen Regale unter dem Ladentresen. Hier musste kaum etwas verändert werden, um die nötigen Anpassungen zu tätigen, die eine schrumpfende, Arbeit suchende und alternde Kundschaft in Hoyerswerda brauchte.

Es sind die 1990er-Jahre, als die Geschichte von Uschi und ihrem Kiosk beginnt. Der denkmalgeschützte Zeitungskiosk an der Leipziger Straße in Hoyerswerda-Neustadt fällt ins Auge. Hier in dem gelben vergitterten Kasten mit den verblichenen Aufklebern von Illustrierten, die es tatsächlich noch gibt, verkauft Uschi seit 25 Jahren Zeitungen. Das Geschäft wirft schon längst nichts mehr ab. »Früher war das hier die Goldgrube.« Uschi meint jene Jahre ab 1995, als sie noch »Schnaps, Zigaretten, Bier, alles hier« hatte. Als die Kinder aus den Wohnvierteln bei ihr Süßigkeiten kaufen kamen: »Ich kenne ja die, wie sie klein sind. Die sind alle verheiratet, haben selber Kinder, sind aber weggezogen, wohnen bloß noch die Eltern hier. Ja. Ach, war eine schöne Zeit. Mal sehen, bis nächstes Jahr mache ich noch, der Mann muss noch

bis Oktober arbeiten, und dann sehen wir weiter. (Pause) Aber ich glaube, wenn ich zumache, dann geht es rapide abwärts, weil das Ding mir ans Herz gewachsen ist. Den behalte ich auch. Steht ja unter Denkmalschutz. Ja, genau.«

Heute, vier Treffen und fünf Telefonate später im November 2020, hat Uschi entschieden, dass sie weitermacht, so lange, bis sie weiß, was es braucht, damit der Kiosk ohne sie kann, was er können muss, bevor sie sich zur Ruhe setzt: ein Haltepunkt für die Menschen im Wohnblock sein, eine Tauschbörse für jene, denen der Garten zu groß geworden ist, und eine Fundgrube für die Enkelkinder, wenn sie zu Besuch da sind. »Komm Se ran – hier boomt das Leben«, ruft Uschi neugierigen Journalisten zu. Uschis ungewöhnlich überzeugte Sicht durch das kleine Kioskfenster in eine Stadt, die in den letzten 30 Jahren krassen Bevölkerungsrückgang und Rückbau, Rechtsradikalismus und Stigmatisierung erfahren hat, macht aufmerksam. Und so erlaubt sie mir, meiner Neugier nachzugehen und zu Besuch zu kommen, neben ihr zu sitzen in der drei Quadratmeter Butze mit Fußheizung. In unserem ersten Gespräch lässt sie immer wieder fallen, dass ich vorbeikommen soll, wenn ich in der Nähe bin, sie sei immer hier zwischen sechs und elf Uhr außer sonntags. Als ich ein paar Wochen später anrufe und den zweiten Termin bei ihr anfrage, fragt sie verblüfft zurück: »Was willst denn noch?« »Na ja«, stammle ich, »du hast einiges aus deiner Familiengeschichte angedeutet, und ich dachte, ich lerne vielleicht noch jemanden von deinen Kollegen von früher kennen?« Ich kneife die Augen zusammen und presse den Telefonhörer an mein Ohr, um durch die Leitung zu spüren, ob ihr die Anfrage doch nicht so recht ist. »Na klar«, sagt Uschi zu meiner Erleichterung, »kommste lang.«

8 Seitdem machen wir es *wie immer*

Ich rufe an und erkundige mich, ob es passt oder grad zu viel los ist, und Uschi trägt unsere Verabredung in ihren Jahreskalender ein, der über dem Fenster angebracht ist. Dort stehen die Geburtstage von Kundinnen oder Telefonnummern derjenigen, die ihren Garten abgeben wollen und Uschi als Vermittlerin angesprochen haben. Um den Kalender kleben Aufkleber: politisch-provokative neben schlüpfrig-derben und harmlosen Kalendersprüchen aus den Illustrierten, mehrere Katzenbilder und Haargummis, Postkarten und eine Trillerpfeife. Auf einer schmalen Ablage reihen sich fünf kleine Flaschen Feiglinge.

In Corona-Zeiten telefonierten wir über ihr Festnetz, wenn die Kundschaft nicht so zahlreich vor ihr Fenster tritt. Die meisten Zeitschriften erscheinen mittwochs

und donnerstags. Den Telefonanschluss hat sie sich von der Telekom in den Kiosk legen lassen, als die öffentliche Telefonzelle zwei Schritte neben dem Kiosk abgebaut wurde. Ihr Anschluss ist also ein öffentlicher. Und es geht vor ihrem Kiosk ebenso zu; Harald, um die 80 Jahre alt, hat immer einen anzüglichen Spruch auf den Lippen, und Uschi kontert nicht weniger pikant. Wenn Frau Müller vors Fenster tritt, zeigt sie freudestrahlend die neue Bastelvorlage für den Enkel, die sie aufgestöbert hat, und Peter reicht seinen Flaschenbeutel durchs Fensterchen, den nimmt Uschi später mit und holt das Pfand bei Netto. Sie reicht mir eine Dose Energydrink: »Trinkste so was?« »Nee, wo haste denn das her?« »Hat mir einer mitgebracht. Na, ich weiß schon, wer das trinkt. Der kommt morgen erst.«

Wenn der Polizeibulli auf dem vorgelagerten Parkplatz pausiert, stürzt Uschi mit zwei Zeitungen aus dem Kiosk und ruft den Beamten schon von Weitem ihre Wiedersehensfreude zu. Statt in den Urlaub zu fahren, öffnet sie ihren Kiosk für die Kundschaft. In 25 Jahren war sie nur drei Tage nicht selbst im Kiosk, und ihr Mann musste einspringen, als eine Operation sie im Krankenhaus ans Bett fesselte.

Das *Stadtmöbel*, wie die Stadtarchitektin auf ihren Führungen den Kiosk nennt, muss in Gebrauch sein. Wenn es keiner mehr braucht, wird es zu Sperrmüll. An der Bauhaus-Uni in Weimar sind leer stehende Zeitungskioske Orte der *Postwachstumsstadt* (Eckardt 2020), aus denen Cafés und Miniausstellungsflächen werden könnten. Der dort lehrende Stadtsoziologe Frank Eckardt versteht diese Orte als Räume für *Neuverhandlungen städtischer Zugehörigkeiten*, an denen Funktionen neu ersonnen und praktiziert werden. Auf dem Stadtkongress in Hoyerswerda im März 2019 stellt Eckardt seine Ideen vor. Uschi hört mich davon berichten, legt den Kopf schräg und zündet sich eine Zigarette an: »Nee, Café ham Se hier schon versucht, das läuft nicht.« Sie braucht eine eigene Variante, die die spezifisch notwendigen Funktionen ihres Kiosks erfüllt. Darin kommt sie auch Eckardts Idee der *Neuverhandlungen* nahe.

Die ehemalige Presserin ging freiwillig, als im Kraftwerk Schwarze Pumpe die Entlassungswelle anrollte. Heute, mit 67 Jahren, ist einfach Aufhören keine Option. Ich spreche die Möglichkeit an, vielleicht Studierende der Hochschule Zittau/Görlitz einzubeziehen und gemeinsam darüber nachzusinnen, was es braucht, um den Kiosk lebendig zu halten. Uschi zögert. Darf sie. Soll sie. Wir haben (noch) Zeit. Sie weiß, wie sie mich findet. Bislang hat sie alles allein gemacht. Der Kiosk ist ihr Refugium.

Als ich Uschi das erste Mal vor ihrem Kiosk in Hoyerswerda begegne, wusste ich sofort: Sie ist eine. Eine von denen, die Strukturwandel machen. Man erkennt sie an ihrer Offenheit und ihrer Entschiedenheit, zu jeder Zeit am richtigen Ort zu sein.

Mich reinzulassen und doch durch jeden routinierten Griff zum Zeitungsstapel und ins Kleingeldfach anzuzeigen, dass ich störe, wenn ich ihr zur Hand gehen will. Ich bin ihr Besuch. Das Drängen im Tun und ihre konzentrierte Gelassenheit, wenn es mir gelingt, ihre Aufmerksamkeit zu halten, weil meine Fragen ihr gefallen. Ihr Erzählfluss bricht sofort ab, wenn vor dem Kioskfenster ein bekanntes Gesicht auftaucht und sie nahtlos anknüpft, sobald sie wieder auf ihrem Schemel Platz genommen hat und sich mir zuwendet. Unser Gespräch beruhigt uns beide.

Der Kiosk ist eine Transitzone für verschiedene Welten, eine Schleuse, in der wir geschützt und doch weitreichend miteinander sprechen und uns einander vergewissern und dann in unsere je eigenen Welten zurückkehren mit der Frage, was uns verbindet. Was an ihr interessant ist, lässt sich nicht auf einen Blick erschließen, ich muss es aufspüren. Die Intention kommt mit der Intuition. Sie gibt sich dort zu erkennen, wo ich verstehe, was sie tut, und forschungsrelevant deute: Sie hält etwas aufrecht, das nicht aufrechtzuerhalten ist, zumindest nicht so, wie sie – Uschi – es jahrelang getan hat. Wie wird es weitergehen? Der Wandel ihres Kioskos stand unmittelbar bevor, und sie hat ihn mit ihrer Entscheidung, nach der Pensionierung ihres Mannes weiterzumachen, nur in die nahe Zukunft verschoben. Uschi weiß das. Darüber reden wir aber nicht, sondern widmen uns der Verstetigung unserer Verbindung. Wir machen sozusagen weiter, schaffen ein *wie immer* und passen uns gleichzeitig den Veränderungen an, die wir nicht beeinflussen können: Auch während der zweiten coronabedingten Reise- und Begegnungseinschränkungen gelingt es uns, in Kontakt zu bleiben. Wir knüpfen an unsere Telefonate an. Uschi ruft mich nun regelmäßig sonntags von zu Hause aus an und versichert mir: »Das machen wir wie immer.«

Wenn aufhören und abrechnen nicht gehen, wie kann dann beendet werden, was nicht aufgegeben werden möchte? Es ist nur ein kleiner Kiosk. Komme ich zur rechten Zeit an ihren Ort, um Äquivalente für ihr Tun zu besprechen? Ist das auch wissenschaftlich begleiteter Strukturwandel?

Uschis Original-DDR-Kiosk ist mehr als ein Kultzeichen im denkmalgeschützten WK I (Wohnkomplex eins) in Hoyerswerda. Touristen, die sich hierher verirren, sind entweder Spezialist*innen für Bau, Planung oder Architekturgeschichte oder in irgendeiner anderen spezifischen Weise an Verfall und Niedergang interessiert, so wie Soziolog*innen, Kunstschaffende oder Literatur- und Kulturwissenschaftler*innen, die den Spuren von Brigitte Reimann oder Gerhard Gundermann folgen. Diejenigen, die hier Paradigmenwechsel erkennen wollen: von Wachstum zur Schrumpfung, Abwanderung ohne Zuwanderung, weniger statt mehr, Leerstand

statt Überbevölkerung, modernisierte Straßen, aber leere Jugendklubs, geschlossene Arztpraxen und verwaiste Bushaltestellen – sie kamen, sahen und schrieben darüber. Aber so recht ließ sich kein gesellschaftlicher Nutzen erzeugen aus diesem erfahrungsgesättigten Wissen zum Umgang mit Reduktion, Bestandssicherung und Verzicht. Angesichts einer nicht nur durch die Klimakrise bedrohten Gesellschaft ist es nicht mehr als der Stoff für ein postmodernes, postindustrielles und postfossiles Drama (vgl. zum Fall Wittenberge auch Bude, Medicus & Willisch 2011).

9 Großes Theater: »Wer Weißwasser kennt, der weiß, was er kennt«

Apropos Drama. Theatermachende und Kunstschaffende um den Regisseur Stefan Nolte haben von Oktober 2018 bis Juni 2019 in Weißwasser Erkundungen unternommen (vgl. Nolte et al. 2021 oder www.modellfall-weißwasser.de; <http://modellfall-weisswasser.de>; letzter Zugriff: 6.12.2020). Sie folgten den Spuren der bislang unentdeckten Bauhaus-Geschichte der Stadt, um die Glasfachschule und den Neufert-Bau, ein Lagerhaus mit sechs Etagen, normierter Industriebau im Stil der klassischen Moderne. Die Bauhaus-Größen Ernst Neufert und Wilhelm Wagenfeld wirkten zeitgleich (1935–1945) in den Vereinigten Lausitzer Glaswerken. Die Glasindustrie entstand wie die Textilindustrie aus der Energieindustrie, und aus dem Bauerndorf Weißwasser wurde binnen 50 Jahren eine bevölkerungsstarke Industriestadt. Fast im selben Tempo verlor Weißwasser seine Industrien und Bewohner*innen nach 1990. Die Strukturwandel des letzten Jahrhunderts prägen die Stadt. Was also tun mit diesen Erfahrungen im gegenwärtigen Strukturwandel durch den anstehenden Kohleausstieg? Es sind sozusagen die Enkelkinder der Bauhäusler, die in der Gegenwart von den Kunstschaffenden beim Neu- und Umnutzen begleitet wurden und Erstaunliches zutage förderten. Die zentralen Protagonisten sind die Weißwasseraner*innen.

22 Uhr. Sommernacht. Biertisch, Funzellicht. Nach dem Theaterstück *Modellfall Weißwasser* sitze ich neben Luise Peters auf einer Bierbank am Boulevard in Weißwasser. Der Boulevard ist ein Platz im teilweise rückgebauten Plattenbaugebiet Weißwasser-Süd. Hier fand das große Abschlusspektakel statt. Um uns herum noch Künstler*innen und einige Besucher*innen des Festes. Eine Weißwasseranerin, die heute in Berlin lebt, hat mir erzählt, dass sie schon das zweite Wochenende wegen der Vorstellung da sei, so habe sie Weißwasser noch nie erlebt. Wir unterhalten uns.

Luise will eigentlich mit ihrem fünfjährigen Sohn nach Hause. Ich überlege, wann ich losmuss, um den letzten Zug nach Görlitz nicht zu verpassen. Luise: »Jedenfalls kommt man von Görlitz abends nicht mehr weg. Nach halb zehn fährt nichts mehr.« Ich schaue auf der Bahn-App nach: »Um 23.30 geht der letzte Zug von Weißwasser nach Görlitz. In die Richtung kommst du besser weg.«

Die Musikerin Bernadette de la Hengst steht einige Meter entfernt mit einem jungen Mann an einem Biertisch. Man versteht nicht, was sie sagen, erkennt aber an der Mimik, dass es ein Problem gibt. Immer wieder geht ihr Blick auf die Uhr und dann aufs Handy. Plötzlich stürzt Bernadette de la Hengst vom Tisch zu uns herüber, entschuldigt sich kurz für die Störung und fragt: »Du, Luise, da drüben ist ein Journalist, der will was schreiben und probieren, das unterzukriegen. Jetzt hat der den Zug nach Berlin verpasst und braucht eine Übernachtung. Kann man in der Pension Madleen noch anrufen? Haben die noch was?«

Luise: »Na, sie haben einen Nachtschlüsseldienst, aber ich weiß nicht. Jetzt ist es gleich halb elf. Wenn der Bungalow von den Lichtleuten auch schon voll ist, fällt mir nur noch Thorsten ein. Der hat, glaube ich, noch ein Gästezimmer. Ich ruf mal Thorsten an.« Was man wissen muss, ist, dass Thorsten Pötzsch der Oberbürgermeister von Weißwasser ist, Jahrgang 71, blonde Löwenmähne und Preisträger des Deutschen Nationalpreises 2020 derselben Nationalstiftung für seinen Einsatz gegen Hass und Spaltung (www.nationalstiftung.de). Er ist auch bekannt dafür, dass er Journalist*innen, die über die schrumpfende und deindustrialisierte Stadt schreiben wollten, direkt am Bahnhof abholt und erst mal eine Stadtführung macht. Er zögert nie und arbeitet rund um die Uhr daran, dass die Stadt attraktiv ist und die Menschen, die in ihr leben, wieder Mut finden.

Während Bernadette den Journalisten heranwinkt, ruft Luise den Oberbürgermeister an: »Habt ihr ein Gästezimmer? Nein, ach so, ist jetzt Kinderzimmer. Na ja, hier sitzt ein Journalist, der eine Übernachtung braucht«, fragt in dessen Richtung: »Schlafsack?« Der nickt, während ich ihm zuflüstere, dass Thorsten der Oberbürgermeister sei. Er reißt die Augen auf und ruft aufgeregt: »Ich kenne ihn, der kennt mich von der Ostsee, wir haben nebeneinander gezeltet vor ein paar Jahren, und er hat mich damals schon zu sich eingeladen.« Luise hat das Erstaunen direkt erfasst und wiederholt ins Telefon: »Du kennst den, vom Zelten an der Ostsee.« Alle lachen, und Luise reicht das Handy weiter. Der Journalist steht auf und wendet sich zum Telefonieren ab, entfernt sich wippenden Schrittes. Nach ein paar Minuten kehrt er an den Tisch zurück. Reicht Luise ihr Handy und sagt: »Alles klar. Danke. Ich kann bei ihm

schlafen.« Bernadette nickt zufrieden und geht mit dem Journalisten nach links ab. Luise und ich leeren unser Bier. Dann gehen wir auch los. Um 23:25 Uhr stehe ich am Bahnhof und steige in den Zug nach Görlitz.

10 Am Ende Geländer

Schon beim ersten Besuch sind meine Kollegin Victoria Luh und ich irritiert: Im Treppenhaus des Ausbildungshauses der LEAG am Standort Schwarze Pumpe sind Hinweisschilder angebracht, beim Treppensteigen den Handlauf, also das Treppengeländer, zu nutzen. Zunächst kommt es uns albern vor, und wir ignorieren die Hinweise. Erst als wir beobachten, dass die uns entgegenkommenden Mitarbeitenden durchweg mit einer Hand am Geländer die Treppen hinauf- und hinunterlaufen, merken wir, wie kindisch unsere Arroganz ist, und greifen fortan zum Geländer. Es fühlt sich nicht nur gut an, was für die eigene Sicherheit zu tun – denn prompt taucht das Gefühl auf, dass es ohne den Griff zum Geländer wirklich gefährlicher ist, die Treppen hinauf- oder hinabzueilen – es tritt Erleichterung ein. Wir sind nicht nur erleichtert, weil wir unserer Profession gemäß kontextsensibel agieren und haptisch, also durch Anfassen, teilnehmen. Die Erleichterung entsteht, dass wir durch die Anerkennung der Regel unserem Respekt Ausdruck verleihen können, ohne in Verstrickungen zu geraten, die uns als Mitarbeiterinnen eines Nachhaltigkeitsinstitutes in die Bredouille bringt (vgl. Luh & Staemmler in diesem Band). Nun nicken wir den Entgegenkommenden bei der Treppennutzung mit erhobenem Kopf und der Hand am Geländer zum Gruße zu – wir müssen ja nicht mehr auf die Treppen starren, um Stolpern zu verhindern.

11 Reichweite herstellen

Wenn das Handeln der Leute nicht zu den angelegten Maßstäben von Wirtschaftswachstum, Bevölkerungswachstum, (globaler) Innovationsfähigkeit oder Beteiligung passt oder sie immer an ihnen scheitern müssen, dann koppeln sie ihre Handlungswelten ab und entwickeln Mechanismen, die exklusiv und einschließend sind, weil sie die lokale Reichweite betonen. Das Tätigsein findet weniger öffentlich statt. Obwohl die Vereinsdichte durchaus beachtlich in der Lausitz ist (vgl. Staemmler et al. 2020), ist das zivilgesellschaftliche Engagement kaum wahrnehmbar, wenn man durch die Dörfer fährt.

Es sei denn, das Engagement für die Pflege der Vorgärten ist auch gemeint. Engagement findet offensichtlich nicht nur in streitender Zivilkultur statt. Der Zusammenhalt der Restfamilie und der Bau eines Swimmingpools für das Enkelkind, das jeden Sommer die Großeltern besucht – der Nahraum ist ein fragiles Geflecht, der viel Zuwendung und Pflege braucht. Engagement findet also besonders im Privaten statt, wenn der Wohlfahrtsstaat sich zurückzieht (Kummel & Nadler 2018).

Das transformatorische Handeln der Leute ist, wie in den Sequenzen gezeigt wurde, nicht durch einfaches Fragen zu erfassen, sondern nur durch Beobachten und Teilnehmen: Heinz Bude, Anna Eckert und Inga Haese widmen sich jenen Akteuren, die das Land wiedergewinnen, wo der Boden verloren war (dies. 2020, S. 251f.). Sie suchten diejenigen Neulandgewinner*innen auf, die im letzten Jahrzehnt im Rahmen der Robert-Bosch-Stiftungsförderung auffällig engagiert im Osten der Republik auftraten und den Verlust der letzten 30 Jahre längst überwunden und neue Orte geschaffen haben. In all diesen Erneuerungsentwürfen steckt dieselbe Erfahrung wie bei den Menschen aus Mühlrose oder in Uschis Kiosk – sie verhandeln Zukunft öffentlich und suchen die tätige Auseinandersetzung. Die Ambivalenz, die zwischen Stabilisierung und Erneuerung entsteht, ist »nicht Ausdruck einer politischen Einstellung, sondern die Frage stellt sich viel existenzieller nach Lebensqualität und Identität. Es geht darum, Räume zu finden, in denen du dich entfalten kannst und immer wieder auf der Suche sein kannst zu fragen, worum es eigentlich geht.« (Petra Neumann, Forst Feldprotokoll 26.04.2019)

Um das herauszufinden, muss man den Leuten beim Tun zugucken und bereit sein, wiederzukommen und zum Teil ihrer Produktion von Lebenswirklichkeit zu werden sowie die eigenen wissenschaftlichen und menschlichen Wirklichkeiten mit ihnen auszuweiten und an ihnen entlang zu formen. In den ethnografischen Sequenzen sollte zur Geltung gefunden haben, dass der Aufbau und die Aufrechterhaltung von Gemeinschaften heikle und fragile Prozesse sind; tastend und verwundbar, aber auch zugewandt und pragmatisch auf Konsequenzen drängend; ohne *Eierpopeia*, wie Uschi vielleicht sagen würde. Aber das braucht es eben auch.

Der Verlust von sozialen Gemeinschaften ist auch auf den Statuswandel der Dörfer und Städte zurückzuführen, die in den vergangenen Jahrzehnten zuerst durch Deindustrialisierung und dann durch Gebietsreformen ihren Integrationsmodus verändern mussten. Dort, wo Dörfer ihre Eigenständigkeit aufgegeben haben und in großräumige Gemeindestrukturen eingebunden sind, gehören sie zur Peripherie von zentralisierten Stadtstrukturen. Aus Bürgermeister*innen sind Ortsvorsteher*innen

geworden, die sich als kleines Rädchen in großen Verwaltungsverbänden nun ganz anders Gehör verschaffen müssen und sich gezwungen sehen, nach wirtschaftlicher Bedeutung zu schielen, statt sich dem Unbehagen zu widmen, dass der dörfliche Zusammenhang zwar als räumliche Gruppierung von Höfen und Häusern noch vorhanden ist, aber die Qualität der sozialen Beziehungen als abgekühlt und auf Eigeninteressen fokussiert beschrieben wird. Und dennoch: Die im *Sachsen Monitor* befragten Frauen und Männer sprechen den kommunalen Organen der Demokratie deutlich stärker ihr Vertrauen aus als der bundesrepublikanischen Regierung oder dem Europäischen Parlament. Wenn die lokalen Interaktionsbeziehungen zur Ab- und Versicherung von Vertrauen taugen, dann ist das ein Pfund, auf das gesetzt werden muss. Wie aber kann es gelingen, Vertrauensbeziehungen zu *skalieren*, wie es so schön neudeutsch heißt? Können die Formen des privaten oder nur teilöffentlichen Engagements Ausgangspunkte sein, um nicht nur die Launen einiger Bürgermeister*innen zu heben, sondern ihre gesellschaftsmachende Saite zum Klingen zu bringen?

Die direkte Ansprache ist nicht das Problematische. Der Umgang mit Fremden funktioniert grundsätzlich erwartungsgemäß. Was aber zum Stammeln und Stottern führt, ist die fordernde und kompromisslose Sprechweise, mit der Bereitschaft oder Zurückweisung von Kooperation artikuliert wird, aber auch die Irritationen und Orientierungsschwierigkeiten, die dem (gegenseitigen?) Warten folgen. Geduldig sein und aushalten, dass Sprechräume aufgebaut und Sprechweisen gefunden werden müssen, ist unvermeidbar. Dass Missverstehen und Aufklärungen derselben miteinander praktiziert werden müssen, um Relevanzstrukturen und -parallelen wiederzuentdecken, und dann die Freude über das Verstehen: Wer Weißwasser kennt, der weiß, was er kennt. Was ist zumutbar? Was nicht mehr? Wenn Kommunikationsräume abgekoppelt sind, sodass sich riesige gesellschaftliche Miss(t)-Verständnisse ausbreiten, hilft nur – ja was eigentlich? Neugier, Bereitschaft, Notwendigkeit?

Ich habe zu zeigen versucht, dass der Wunsch nach dem gemeinsamen Gespräch nicht reicht, um Form, Ort und Zeit zu finden. Es braucht Anwesenheit. Wer unterwegs ist, schafft es vielleicht, die eingangs von Kenneth Anders diagnostizierte Ambivalenz aufzunehmen. Ja, sie in Gebrauch zu bringen, um die eigenen positionsspezifischen Widersprüchlichkeiten zuzulassen, statt abzuwehren. Im Umgang mit Strukturbruch und Unsicherheit kann es gelingen, Verbindungen herzustellen, die nicht exklusiv, sondern anschlussfähig werden: in die jeweils andere Richtung, aus der wir eben gerade nicht kommen, in die wir aber bereit sein müssen zu gehen.

12 Nachwort: Anschlüsse oder Abbrüche?

Mit diesem Text habe ich kein gesellschaftstransformatives Anliegen verfolgt; ich bin auf eine lebensweltliche Spurensuche gegangen, um Gelegenheiten aufzutun, die Anlass bieten, das Selbstverständnis sozialwissenschaftlicher Forschung und transformativer Handlungen zu überprüfen. Ich habe dort gesucht, wo sich keine selbsterklärenden Hinweise einer solidarischen Ökonomie oder sozialökologischer Gemeinschaften zeigen, bin an Orten gewesen und habe Menschen getroffen, die die Verantwortung und Bereitschaft für Veränderung als geteilte Angelegenheit verstehen und praktizieren. Transformative Wissenschaft muss bedeuten, den Standort der Wissenschaft verlassen zu können und Teil einer Praxis zu werden, in der die unterschiedlichen Fähigkeiten erkannt, anerkannt und kombinierbar werden. Dieser Text sollte dazu anregen, sich aus der Deckung zu wagen und auf die Suche nach transdisziplinären Entwicklungsräumen zu gehen. Sie sind nicht unauffindbar, nur weil wir sie nicht erwarten.

Literatur

- Agar, M. (2008): *The Professional Stranger*, 2nd Edition, Emerald Group Publishing Limited, UK.
- Anders, K. (2016): Das Schuldbewusstsein im Raum, in: *Das Magazin der Kulturstiftung des Bundes*, 2016/No. 26; 43/44 Halle a. S.
- Bischoff, S.; Heidig, J. (2020): *LausitzMonitor 2020*, Studie über das Meinungsbild der Lausitzer Bevölkerung zum Strukturwandel. Unveröffentlichte Präsentation.
- Bock, K. (2019): Ethnografisches Protokollieren – Erkenntnisabsichten und sprachlich-stilistische Gestaltungsprinzipien, in: *Qualitative Social Research*, 20(1), S. 1–28.
- Bude, H. (2017): Das Theater als Ort öffentlicher Soziologie, in: Aulenbacher, B.; Burawoy, M.; Dörre, K. (Hrsg.): *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*, Frankfurt a. M., S. 370–375.
- Bude, H. et al. (2020): Verlorener Boden, gewonnenes Land. Zivilgesellschaftliche Rekonstruktionen in Ostdeutschland, in: Böick, M. et al. (Hrsg.): *Jahrbuch Deutsche Einheit*, Berlin, S. 251–270.
- Bude, H.; Medicus, T.; Willisch, A. (Hrsg.) (2011): *ÜberLeben im Umbruch. Am Beispiel Wittenberge. Ansichten einer fragmentierten Gesellschaft*, Hamburg.
- dimap (2018): *Sachsen-Monitor 2018, Ergebnisbericht*. dimap –das Institut für Markt-und Politikforschung GmbH, Bonn.
- Dwelling, M.; Prus, R. (2012): *Einführung in die Interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst*, Wiesbaden.
- Eckardt, F. (2020): Die Postwachstumsstadt – eine politische Stadt: Neuverhandlungen städtischer Zugehörigkeit, in: Brokow-Loga, A., Eckardt, F. (Hrsg.): *Postwachstumsstadt. Konturen einer solidarischen Stadtpolitik*, München.
- Eversberg, D.; Liebig, S.; Schmelzer, M.; Treu, N. (2017): Public Sociology in der Bewegungsforschung: Zum Verhältnis von Soziologie, Gesellschaftskritik und sozialen Bewegungen, in: Aulenbacher, B.; Burawoy, M.; Dörre, K. (Hrsg.): *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*, Frankfurt a. M., S. 176–188.
- Gabler, J.; Kollmorgen, R.; Kottwitz, A. (2016): *Wer kommt? Wer geht? Wer bleibt? Eine Studie zur Verbesserung der Verbleibchancen qualifizierter Frauen im Landkreis Görlitz*, Görlitz.
- Hildenbrand, B. (2005): *Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitungen für die Praxis*, Wiesbaden.
- Nieswand, B. (2008): Ethnografie im Spannungsfeld von Lokalität und Sozialität, in: *EthnoScripts. Zeitschrift für aktuelle ethnologische Studien* 10/2, S. 75–103.
- Hochschild, A. R. (2016): *Strangers in their Own Land: Anger and Mourning on the American Right*, New York.
- Lindemann, Thomas (2019): *Ökologischer als ein Mallorca Urlaub? [https://www.faz.net/aktuell/reise/beheiztes-paradies-tropical-islands-in-brandenburg-16194465-p2.html; 4.02.2021]*.
- Kummel, O.; Nadler, R. (2018): Die Grenzen des Ehrenamts, in: *Informationen zur Raumentwicklung* 6, 52–61.
- Nassehi, A. (2011): *Gesellschaft der Gegenwart – Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft II*, Frankfurt a. M.
- Nolte, S.; Scheel, H.; Neufert-Bau Weißwasser e. V. (Hrsg.) (2021): *Modellfall Weißwasser oder das Masz aller Dinge. Eine Stadtverwandlung zum Bauhaus-Jubiläum*, Dessau.
- Regionaler Planungsverband Oberlausitz-Niederschlesien (2014): *Fortschreibung des Braunkohlenplans Nochten*.
- Reuter, J. (2002): *Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden*, Bielefeld.

- Ringel, F. (2016): Neue Gegenwärtigkeiten in Hoyerswerda. Zur Anthropologie und Zukunft Ostdeutschlands, in: Matthäus, S.; Kubiak, D. (Hrsg.): Der Osten, Wiesbaden, S. 141–167.
- Rödder, A. (2020): Geschichte der deutschen Wiedervereinigung, 3. Auflage, München.
- Staemmler, J.; Priemer, J.; Gabler, J. (2020): Zivilgesellschaft im Strukturwandel. Vereine und Stiftungen in der Lausitz, Institut für transformative Nachhaltigkeitsforschung, Potsdam.
- Strübing, J. (2018): Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung, Oldenburg.
- Volkman, U. (2017): Gegenwartsdiagnose: Öffentlich und/oder Soziologie?, in: Aulenbacher, B.; Burawoy, M.; Dörre, K. (Hrsg.): Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft, Frankfurt a. M., S. 119–130.
- Walk, H. (2014): Klima-Governance. Demokratietheoretische Herausforderungen auf unterschiedlichen Ebenen, in: Bösch, S. et al. (Hrsg.): Klima von unten. Regionale Governance und gesellschaftlicher Wandel, Frankfurt a. M., S. 83–102.
- Wiesenthal, H. (2006): Gesellschaftssteuerung und Gesellschaftliche Selbststeuerung: Eine Einführung, Wiesbaden.

Websites

- www.modellfall-weißwasser.de; <http://modellfall-weisswasser.de>; 6.12.2020
- www.nationalstiftung.de; 6.12.2020
- <https://modellfall-weisswasser.de>
- <https://www.fwiekraft.de>
- <https://www.nationalstiftung.de>